

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 20 (1916)

**Artikel:** Philiskos [Schluss]  
**Autor:** Krall, Emma  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572294>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 21.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

tiges Poltern die Treppen herab. Das Spätzlein neben Maria-Louise schien es auch zu hören. Es reckte das magere Federhälschen und begann unruhig mit dem Schwanz hin- und herzuwippen. Und als sich drüben die große Türe öffnete, breitete es die Schwingen aus und flog davon. Es flog gradaus, dem kleinen jubelnden Volk entgegen. „Sie werden es füttern da drüben,“ dachte Maria-Louise. „Könnte ich doch auch hinübergehen.“ Ihre Augen begannen jetzt nach zwei blauen Schürzen zu suchen. Aber es gab viele blaue Schürzen und ebenso viele braune und blonde Zöpfe, die sich da herumtrieben. Aber schließlich kam doch ein Lächeln auf Maria-Louises Gesicht.

Sie hatte Marlies entdeckt und gleich darauf auch Inge. Sie schienen einander etwas zu sagen zu haben, denn sie kamen wie zwei Stoßvögel aufeinander zu. Und jetzt lachten sie. Maria-Louise war es, als könnte sie sich nicht sattsehen an diesem frohen Kinderlachen. Aber da ertönte auch schon die Glocke wieder. Alle drängten sie wieder nach der Türe hin. Und gleich darauf war es wieder ganz still auf dem Platze. Maria-Louise blieb noch einen Augenblick wartend stehen. Aber auch das Spätzchen kam nicht mehr zurück. Da zog sie den Schleier übers Gesicht und machte sich auf den Heimweg. Sie wußte wohl, daß es jetzt Zeit war, nach Hause zu gehen. (Schluß folgt).

## Philistos.

Nachdruck verboten.

Erzählung von Emma Krall, Zürich.

(Schluß).

Philistos arbeitete indessen mit unermüdlischem Eifer und wachsender Begeisterung an seinem Werke, sodaß er alles andere tagsüber aus den Augen verlor und erst des Abends dazu kam, sich trübe Gedanken zu machen, wenn seine Mutter, obwohl zurückhaltend, ihre Meinung über die künftige Schwiegertochter durchscheinen ließ und ihn mit unbestimmten Aeußerungen beunruhigte. Sie hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß einer der einflußreichsten und wohlhabendsten Bürger der Stadt, ein gewisser Hippolytos, sich eifrig bei ihrem Vater um sie bemühe.

Dies hätte keinen tiefern Eindruck auf Philistos gemacht, der einer einmal gewonnenen Meinung treu zu bleiben pflegte; allein bei dem Bunde der Liebenden fehlte immerhin die sichernde Basis des Hergebrachten. Das Mädchen war auch in seinen Augen, wie in denen aller andern, Eigentum des Vaters, bis es durch dessen Entscheid in andern Besitz überging. Und was das zarte Seelenband betraf, das sie mit ihm verband, so mußte er sich sagen, daß er Theodora nur bei der Werbung längere Zeit gesprochen habe und daß ihre künstlerische Begabung und ihre Anmut ihm bis dahin der einzige Schlüssel zu ihrem Wesen und der Grund seiner Liebe gewesen sei. Da er sich dazu als still und schwerfällig im äußern Verkehr kannte

und sein gehaltenes Wesen für weit weniger anziehend hielt, als es war, so begann sein Zweifel an der Menschheit auch sein Vertrauen auf die Geliebte anzufassen, und er meinte selbstquälerisch, sie sei nicht einmal recht zu tadeln, wenn sie sich von seinem plötzlichen Hervortreten habe überrumpeln lassen und nun zu anderer Ueberzeugung gelangt sei.

Dies hinderte ihn nicht, ihr Bild, wie es in seiner eiferfüchtigen und heißen Liebe nun schon in ihm lebte, fast immer halb oder ganz bewußt zu fühlen, wie eine Art süßer Musik, die all sein Tun leise, aus der Entfernung, begleitete, und fast täglich bei sich die zärtlichsten Gespräche mit ihr zu führen, im Anschluß an die Besprechung in der Drangenlaube.

So rückten alle die schwebenden Verhältnisse in fast unmerklicher Bewegung ihrer Klärung entgegen, und mit einem Mal war die entscheidende Woche für den Wettkampf der Bildner herbeigekommen.

Philistos schaffte, ohne sich Ruhe zu gönnen, und kam in den letzten Wochen erst spät nachts heim. Dann, wenn die Begeisterung und innere Arbeitskraft ihn nicht mehr hielten, mit müden Schritten, aber mit leuchtenden Augen und mit einem Gesicht, das in der Verschärfung der Konturen edler und durchgeistigter aussah als sonst.

Sein Apoll stand, von dem oben einfallenden Lichte lebendig beleuchtet, in gebietender Schönheit in der Mitte der Werkstatt. Die Rechte des Gottes griff leicht in die Saiten des im linken Arme ruhenden Instrumentes. Und als Philiskos an dem Tag, von dem nun die Rede ist, davor stand, deutete es ihn, als ob die Götterleier unter den sie berührenden Fingern leise erklänge. Erstaunt über diesen allzu kühnen Streich seiner stets regen und in letzter Zeit beinahe unbändigen Einbildungskraft, trat er beiseite und, die heiße Stirne an eine Marmorsäule lehrend, suchte er sich zu Ruhe und klarem Denken zu zwingen; denn die in die nächsten Tage fallende und in so vielen Beziehungen in sein Leben eingreifende Entscheidung malte sich fortwährend, in beglückenden oder niederschmetternden Bildern, vor seinem geistigen Auge, und er hatte nachgerade alles Urtheil über seine Arbeit verloren. Außer dem Steinmetz hatte niemand das Bildwerk gesehen, da er, um den Eindruck zu prüfen, seine Genossen erst hören mochte, wenn es fertig war, und dem Meister die erste Stimme lassen wollte. Dieser hatte, um ihn für seine vermessene Rede zu strafen, noch keinen Blick auf die Arbeit getan. Heute wollte ihn Philiskos nun bitten, sie zu besehen, ehe sie zur allgemeinen Beurteilung ausgestellt wurde, und trat deshalb aus dem ihm angewiesenen Arbeitsraum in den Hof, während erneute Zweifel ihn befahlen, ob sein Werk auch den hohen Ansprüchen, die an dasselbe gestellt würden, genügen werde. Nachdenklich und mit gesenktem Haupte näherte er sich der Türe des Meisters, dies und jenes überdenkend, was etwa noch besser zu machen gewesen wäre.

Da stieß ein ebenfalls gedankenvoll aus der Türe tretender Mann gegen ihn, und aufschauend wahrte Philiskos eben jenen Hippolytos, dessen Bewerbung um Theodora ihm bekannt war. Dieser maß ihn mit kaltem Blick und ging an ihm vorbei aus dem Hause. Philiskos, der ihm zum ersten Male hier begegnete, hatte die Empfindung eines körperlichen Schmerzes bei seinem Anblick, trat aber scheinbar ruhig bei dem Meister ein, seine Bitte vorbringend. Dann aber kehrte er, so rasch er

konnte, zu seiner Werkstatt zurück, die in seinem Innern gärende Unruhe allein zu verarbeiten. Er war von der übergroßen Arbeitsanstrengung und den ihm ungewohnten steten inneren Bewegungen ohnedies in einem Zustand hochgradiger Ueberreiztheit und bemerkte nun zur Verstärkung seines Argers, daß er vor Zorn und Erregtheit zitterte.

In die Werkstatt tretend, sah er sogleich den Steinmetz, der vor seinem Werk stehend ihm den breiten Rücken zeigte. Und es schien dem überreizten Künstlerauge des Philiskos, daß diese plumpe Gestalt die einheitliche Bewegung des Kunstwerkes störe, ja so zerrisse, daß es nicht mit anzusehen sei.

„Geh aus dem Wege!“ sagte er unwirsch, und da der Angeredete gleichgültig stehen blieb, rief er mit erhobener Stimme: „Du hast die Arbeit schon oft gesehen, und du störst mich!“

Näher tretend wahrte er, daß der Steinmetz einen feinen Meißel hielt und die Hand erhoben hatte, als ob er eben damit hantieren wolle.

„Fort,“ rief Philiskos mit zornsprühenden Augen, „du wirst wohl nicht wagen meinen Apoll zu berühren!“ und er packte ihn unsanft an der Schulter.

Aber der Mann stand wie aus Erz gegossen und sagte kaltblütig: „Das Ding ist nicht ganz schlecht, aber auch nicht ganz gut!“

„Schweig mit deinen unnützen Reden, jetzt, wo es zu spät ist,“ rief Philiskos, „und trolle dich, wenn du nicht willst, daß ich dir den Hammer an den viereckigen Kopf werfe!“ Hierbei ergriff er das gewichtige Instrument, das er über dem Kopfe schwang. „Wage nicht, mich länger zu reizen!“

„Wage nicht?“ wiederholte der andere mit einer Stimme wie das gewaltige Rauschen der empörten Brandung. „Selber belebter Stein, hältst du dein Steinwerk für unantastbar? Hier meine Antwort!“ Und sich bückend hob er, als ob es ein Kiesel wäre, einen Marmorblock, um ihn gegen das Götterbild zu werfen.

Außer sich vor Zorn, schleuderte Philiskos den Hammer, der an dem vorgehaltenen Marmorblock absprang. Da, so erzählt die Sage, schien der Mann vor ihm

zu wachsen, riesengroß, bis er die Decke des Gemaches zu heben schien. Seine Augen sprühten, daß Philistos' Glieder vor Schrecken erlahmten. Krachend fiel der Marmor zu Boden, und zerschmettert lagen die Glieder des edeln Steingebildes. Vor Philistos' Augen schien der Raum sich in wildem Wirbel zu drehen, tanzende Nacht umgab ihn, einen heftigen Schmerz fühlte er noch im Sturz und sank dann lautlos zu Boden.

\* \* \*

Als Philistos wieder zu sich kam, lag er in seinem Schlafgemach, mehrere Männer standen neben ihm, und er konnte sich lange nicht besinnen, wie er hierhergekommen sei. Mit einem Male aber kamen die letzten schrecklichen Erinnerungen ihm zurück, zugleich mit dem Bewußtsein der vernichteten Hoffnungen, und mit einem Stöhnen bedeckte er das Gesicht, nur den einen Wunsch empfindend, bald zu sterben.

„Sieh her!“ sagte da die freundliche Stimme des Arztes. Seine vorsichtige Hand hielt einen Augenblick einen Kranz auf die mit kühlenden Binden umgebene Stirne, und eine Urkunde wurde auf die Decke seines Lagers gelegt. „Du hast zwar in Fieberphantasien geträumt, dein Apoll sei zerschmettert; aber während du ihn hier betrauerst, hat er den Preis errungen. Wir alle bewundern, verehren, vergöttern dich. Hier ist die Urkunde, die dich zum Bürger gemacht hat!“

Eine solche Nachricht war das beste Mittel zur schnellen Genesung des Kranken, der nun selbst mit besten Kräften gesund zu werden strebte, in ungeduldiger Erwartung, seiner Hände Arbeit zu sehen, die auf dem Platz des Apollontempels zur allgemeinen Besichtigung aufgestellt war und zu der, wie man ihm erzählte, Hunderte wie zu einer Offenbarung von nah und fern wallfahrteten. Philistos' einfaches Zimmer glich bald einem köstlichen Garten; denn begeisterte Bewunderer ehrten ihn täglich mit Blumenspenden und anderen Gaben, und sobald er halbwegs genesen war, strömte es in seinem Hause über von vornehmen Besuchern wie in den Gemächern der ersten Gewalthaber.

Mit seinem frühern Meister, der als einer der ersten Verehrer des aus seiner Werkstatt hervorgegangenen Wunders den

glücklichen Wiedergenesenden besuchte, hatte Philistos nichts über seine Liebesangelegenheit gesprochen; denn er wollte die gewonnenen Rechte nicht geltend machen, sondern nur aus dem Munde der Geliebten die Antwort auf seine Hoffnungen und Zweifel hören.

Inzwischen war aber die Mutter in dieser sie ängstlich beschäftigenden Angelegenheit nicht müßig gewesen, sondern hatte, in bester Meinung, ein bedeutendes Unwesen getrieben.

Kaum daß sie ihren Sohn soweit hergestellt sah, um der Sorge für ihn enthoben zu sein, überlegte sie, daß nun eine treffliche Gelegenheit sei, den Sinn des Weibes seiner Liebe zu prüfen. Sie hielt also die bessere Wendung der Krankheit mehrere Tage geheim und ging mit allen Zeichen tiefer Betrübniß zu der zu prüfenden Leichtfertigen, um ihr zu sagen, daß es leider ausgemacht sei, daß ihr Sohn sterben werde.

Allein sie hatte nicht mit der tatkräftigen Liebe des Mädchens gerechnet; denn nicht sobald hatte Theodora von der Krankheit des Geliebten gehört, als sie zuerst durch ihre Sklaven Erkundigungen einzog, dann, da diese und ihres Vaters Auskünfte ihr nicht genügten, rasch entschlossen und der vorgeschriebenen Sitte nicht achtend, seinen Arzt in dessen Hause aufsuchte und genaue Auskunft von ihm begehrte. Dieser, der zunächst nicht wußte, was er aus ihr machen sollte, da es anstößig war, eine Frau oder gar Jungfrau das Haus eines einzelnen Mannes betreten zu sehen, erkannte schnell genug an den vor ihm ausbrechenden Zeichen ihrer Angst ihre tiefe Empfindung, und indem er ihre Tränen mit hoffnungsvollen Worten trocknete und in die noch feuchten, aber in hervorbrechendem Glück dankbar strahlenden Augen sah, fühlte er unversehens sein Herz mit einem wärmeren Gefühle gegen dies in seiner unschuldigen, starken Liebe so schöne Geschöpf erfüllt, als er es noch je gegen ein Weib empfunden hatte. Mit doppelt teilnehmender Sorgfalt wachte er nun über dem ihm anvertrauten Kranken, da er diesen nicht allein der Kunst und der Welt, sondern auch dem reichen jungen Leben wieder zuführen sollte, das ihm so warm entgegenblühte.

So war Theodora, während er ihr Geheimnis treu bewahrte, doch stets die erste, die von jedem Zeichen fortschreitender Besserung erfuhr.

Als nun die Mutter mit ihren Prüfungsplänen ankam und das Mädchen in ihrer heitersten Laune fand, schöner, lebensfroher und glückstrahlender als je, wie es ihr bedünkte, und ihre Trauermäure vorbrachte, hielt Theodora diese zunächst für mütterliche Uebertreibung, bemerkte aber bald die heimliche Absicht und bereitete sich eine kleine Genugthuung für dieses Vorgehen, indem sie sich nun auch nicht in die Karten sehen ließ, sondern leichthin bemerkte, es werde schon besser werden, ihr Sohn sei ja jung und kräftig und was der oberflächlichen Reden mehr waren. Sie kam dabei im stillen, teils in ihrer heimlichen Seligkeit, den glücklichen Sachverhalt zu kennen, teils vor Schalkheit des öftern in Versuchung zu lachen, und wenn sie es auch zurückhielt, sah sie doch immer noch freudig genug aus. Denn da sie selbst keinen Augenblick ihr festes Vertrauen auf des Geliebten Treue erschüttert gefühlt hatte, kam sie nicht auf den Gedanken, daß ihr Held kleinnützig an ihr zweifeln könnte, und hielt sich seiner Liebe und Zuversicht so gewiß, als ob sie ihn stets in den Armen gehalten hätte.

Die empörte Mutter aber sah es nun für ihre Pflicht, den Sohn von dem kaltherzigen Mädchen zu trennen, und teilte ihm, sobald sein Zustand es erlaubte, den Verlauf des Besuches mit; auch ihre schon früher geäußerten Mitteilungen über die Bewerbung des reichen Hippolytos brachte sie wieder vor. Seine gepukten und vom Pöbel gefolgten Läufer seien ihr überall begegnet, um zur Einweihung seines neu erbauten Palastes einzuladen. Und daß die Hausfrau dazu schon auserwählt sei und im Hause des Theodotos wohl noch heute Verlobung gefeiert werde, glaube sie nicht nur, weil es geschwaht werde, sondern es habe ihr auch geschienen, sie habe Sklaven viele Körbe mit Blumen und Zweigen tragen sehen, als sie dort vorbeiging.

Manche bittere Lebenserfahrungen verbanden all diese Begebenheiten in dem Sinn der armen, müden, alten Frau zu einem bestimmten Bilde, und als der

Sohn zwar nichts erwiderte, aber sichtlich erblickte, strich sie dem Verschlossenen, der ihr einziges Lebensgut war, mit rührender Schüchternheit über die Hand und sagte mit ihrer gedämpften Stimme, die immer ein wenig rauh klang, wie eingerostet von langem Schweigen: „O mein Sohn, glaube mir, auch mit Ehren überhäuft, wie du bist, sehen diese stolzen Menschen auf dich herab als Fremden, wie wir es in der guten Zeit in der Heimat getan hätten!“ Und Tränen standen in ihren Augen.

Philistos hatte die Mutter ganz selten so viel reden hören und nie weinen sehen; auch war sie nie zärtlich gegen ihn gewesen, sodaß er sich befangen fühlte und die Worte doch mehr Eindruck auf ihn machten, als er sich eingestehen wollte. „Ich darf ja heute wieder ausgehen, Mutter!“ sagte er zuletzt in seiner einsilbigen Art, um sie zu trösten. Und sie verstand, daß er sich bei Theodora selbst Gewißheit über ihre Treue holen wolle.

Wie eine Erlösung aus dem Gefängnis war es dem Wiedergenesenen, als er an diesem hellen Morgen zum ersten Mal wieder die freie Luft atmete. Alles Trübe schien verschwunden. Der helle Sonnenschein leuchtete in sein freudig erwartungsvolles Herz, das, neu geboren im Glanze des Ruhms, die Flügel aufwärts hob, sodaß er mit einem Gefühle zu seinem Apollon eilte, als wolle er ihm all die in ihm aufschäumende Fülle von Glück und Jugendkraft als Dankopfer zu Füßen legen, als dem alleinigen Urheber des ihn umspielenden neuen Lebens.

Aus einer schmalen Nebenstraße in das von mehreren selbständigen Hallen umgebene Viereck tretend, das die marmorglänzende Vorderseite des Tempels in weiten Linien umgab, sah er, von den Strahlen der südlichen Morgensonne lebendig beleuchtet, die hoheitsvolle Gestalt des Gottes in der Mitte des Platzes stehen, gleichsam als Hüter seines Heiligtums, und beinahe wäre er vor seinem eigenen Werke, wie Pygmalion, in das Knie gesunken, so sehr überwältigte ihn die verkörperte Gestalt des Gedankens, der, in seiner Seele treibend, seine Hand gelenkt hatte, daß ihr Gebilde der Majestät des Gottes gleichzukommen, ja ihn in neu er-

worbener Offenbarung klarer zu verkünden schien. Das Großartige in Gestalt und Haltung des Götterjünglings, von gefälliger Anmut nicht zurückgedrängt, sondern nur vertrauenerweckend gemildert, durchströmte den mit leuchtenden Augen davor stehenden Philistos mit einem Machtgefühl, das ihn über das Menschliche zu erheben schien, sodaß alles andere, was noch in ihm lebte und zitterte, in einer unaussprechlichen Glücksempfindung unterging wie in einer von dem Gotte des Lichts und der Kraft selbst vollzogenen Feuertaufe. Zwischen kühlenden, geschlossenen Alltagsmauern hatte er sein Werk zuletzt gesehen. Jetzt aber, umglüht von flimmernder Sonnenhitze und durchsichtigstem Himmelsblau, hatten die herrlichen Marmorglieder des Götterbildes die durchdringenden Gluten des Südens eingesogen, daß es weithin flimmerte und strahlte und wirklich, wie von eigenem Lichte und pulsierender Wärme durchleuchtet, lebendigen Atem zu haben schien.

Als ob es von ihm genommen und, vom Himmel verherrlicht, wieder zurückgegeben worden wäre, sah er, alles zusammenfassend und wieder ganz im einzelnen, jeden der ineinandergreifenden Teile der großartigen Schöpfung. Die hoheitsvolle Stirn, die anmutig lauschende Neigung des nachdenklichen Hauptes, die kräftige Brust, die edel gegliederten Hände, die, in die Saiten greifend, diese zu beleben schienen — und mit einem Schlag stand das Bild, wie er es zum letzten Male in der Werkstatt seines Meisters gesehen, wie eine tatsächliche Erscheinung neben dem in der Sonne strahlenden, mit unbeschreiblicher göttlicher Anmut vervollständigten Zwillingengebilde, ähnlich und doch innerlich verschieden von jenem früheren durch die verkörperte Darstellung erhabenster geistiger Vollendung; denn jeder feine Umriß, jeder bestimmt gebildete Muskel schien nur im Dienste eines höheren Zweckes verwendet zu sein.

„Es war nicht deine Hand! Der dies Gebilde schuf, war der gewaltige Hephästos selber, der Herr und Meister aller Bildner!“ sagte das Daimonion in Philistos' Innern, und vor dieser Stimme wallte das Hochgefühl des Stolzes zurück. „Selber belebter Stein, hältst du dein

Steinwerk für unantastbar?“ tönte es wieder in ihm nach wie damals in der Werkstatt, und die Erinnerung jener Stunde mit all ihrem Entsetzen wurde wieder lebendig und zugleich das Bild jenes schweigsamen Steinmeßes, der an dem Tage von Philistos' Erkrankung aus dem Hause des Theodotos fortgegangen und nicht wiedergekommen war.

„Ein herrliches Werk, dies Kleinod unseres gottbegnadeten Philistos!“ sagte die Stimme eines bewundernden Bürgers neben ihm, der ihn nicht kannte.

„Nicht Philistos, Hephästos selbst hat dies Bildnis geschaffen!“ erwiderte Philistos heftig. „Sieht niemand, daß dies ein Betrug sein muß?“

Da er aber bemerkte, daß dieser Ausbruch nur als Ausdruck der höchsten Bewunderung angesehen wurde, ging er fort, um der darauffolgenden Flut von Lobpreisungen zu entgehen, von Beschämung und Bitterkeit erfüllt gegen den Gott, der ihn, wie er sich sagte, zum Betrüger gemacht hatte.

„Dies also ist der Tag des Ruhms und der Ehre! Täuschung und Schein alles!“ sagte er sich. „Und ich der betrügende und betrogene Narr, ich, der ich die Wahrheit und Selbsterkenntnis über alles gestellt habe!“

Wie ein von den Entzückungen des Göttersaals in die Tiefen menschlichen Elends gestürzter Tantalos erschien er sich, als er mit gesenktem Haupte in den einsamsten Straßen ging mit einem Gefühle, als müsse er sich vor sich selbst verbergen. Da leuchtete plötzlich der Gedanke an Theodora, den er in der Erschütterung der letzten Eindrücke gänzlich verloren hatte, mit der stets mit ihm verbundenen Umgebung von Lächeln und Sonnenschein in den Sturm seines Innern, und als ob er ihre linde Hand auf seiner Schulter fühle, stand er still, um dann, wie zur Erlösung aller Sorge und allen Leides, zu ihr zu eilen.

Da Theodora von ihrem treuen Nachrichtgeber erfahren hatte, Philistos werde heute ausgehen, war sie auch von aller Frühe auf und sicher, daß er kommen werde und ihre Prüfungszeit zu Ende sei; denn auch des Vaters war sie nun gewiß. Ihr Glück bei des Geliebten Genesung war

so groß gewesen, daß sie ihm alles vertraut hatte. Sie schmückte sich mit aller Sorgfalt und holte dann ein silbernes Schmuckkästchen hervor, in dem sie den einzigen Brief des Philiskos verwahrte und, neben einigen tönernen Gößlein, auch seinen nummehr verschrumpften Liebesboten, jenen beschriebenen Apfel. Indes sie diesen in die Hand nahm, mußte sie lachen, weil seine Pracht so klein, ärmlich und runzelig geworden war wie ein altes Gesicht und er sich auch so anfühlte; aber als sie ihn zärtlich an die Wange drückte, wurden ihre Augen wieder still und sanft. Ihre Auffassung vom Leben war sehr einfach, und es schien ihr etwas wunderbar Hohes, daß der Geliebte sie selbst, statt des Vaters, hatte entscheiden lassen, ob sie ihm zu eigen sein wolle, etwas, wodurch er sie aus der Schar aller andern Mädchen gehoben hatte. „Seine Gedanken sind es, die alles so schön machen!“ sagte sie sich immer wieder, und da sie nachsann, wie sie ihn heute erfreuen könne, fiel ihr ein, sie sollte ihm nun auch in seiner Sprache erwidern, und ihre Antwort an ihn sollte er aus Blumen, vielen Blumen lesen, statt aus dem Apfel. Gleich beim Eintritt in das Haus solle er sehen, daß seine Genesung als ein hoher Freudentag hier gefeiert werde und daß eine glückliche Braut seiner harre. Dies entsprach auch ihrem Schönheits- und Kunstsinne, den sie in der heitern Luft des Vaterhauses von Kindheit an eingeatmet hatte und aus dem heraus sie unbewußt den edleren Teil von Philiskos' Wesen verstand.

Nach ihrer harmlos lebhaften Art überlegte sie nun nicht lange; sie dachte kaum mehr an die unumgänglich nötige feierliche Verlobung, die sehr sachlich und formell gehandhabt wurde und noch bevorstand. Freudig ordnete sie alles an und ließ, indem sie eifrig mithalf, die schönsten Blumen ihres sonst so ängstlich gehüteten Gartens brechen, um den innern Eingang und die Säulenhallen zu verzieren. Myrten und Lorbeer dunkelten dazwischen, sodaß der freundliche Raum wirklich wie zu einer Hochzeit verschönert ausah. Ihr Vater sah aus den Tiefen seiner eigenen Angelegenheiten doch mit einigem Erstaunen diesen Vorbereitungen zu, ließ sie aber, mit einem Seufzer, still

gewähren, da er meinte, es sei gut, wenn sie noch der kurzen Zeit ihres Glückes froh werde; denn er wußte, daß es übel mit ihm stand. Theodora wand nun noch zwei Kränze aus Lorbeer und Veilchen, von denen sie sich einen auf das Haupt setzte; den andern legte sie neben sich auf die Steinbank im Säulengang, in dem sie nun geduldig des Geliebten harrete.

Und sie täuschte sich nicht. Beinahe auf die Minute, zu der sie ihn erwartet hatte, betrat er den Hofraum; aber, als ob eine frostige Hand sich heute zum zweiten Male auf sein Herz lege, stand er erbleichend still, als er den hochzeitlichen Schmuck des Hauses gewahrte. Es war nur das Spiegelbild seiner eigenen selbständigen und ungewöhnlichen Werbung um Theodora, das sie ihm nun ihrerseits mit diesem Blumenschmuck zeigte; in seinem Gleichgewicht schon gestört, wie er war, erhöhte aber dieser Empfang die schon vorhandene Beunruhigung mehr, als daß er sie zerstreute, sodaß alle zurückgedrängten Empfindungen eiferfüchtiger Liebe mit erneuter Wucht auf ihn einstürmten. Denn wo kein volles Vertrauen vorhanden ist, verwirren sich die Fäden der Verhältnisse, sobald sie sich nur kreuzen.

Auch fühlte er jetzt, daß er nach schwerer Krankheit zum ersten Mal ausgegangen war, weil er fast nicht zu atmen vermochte, so traurig und bedrückt war ihm zumute. Zögernd durchschritt er den Hofraum, auf Theodora zugehend, ohne sie gewahr zu werden, da sie ihm noch von einer Säule verborgen war. Sie hatte auf ihn zutreten und ihm den Kranz entgegenhalten wollen; aber nun klopfte ihr Herz so stark vor Freude, und sie zitterte so heftig, daß sie es nicht vermochte. Erst, als er dicht vor ihr stand, erhob sie sich, ohne ihn ansehen zu können, und er stand, von dem Liebreiz des geschmückten Mädchens, der alle seine Erwartungen übertroffen hatte, überrascht und neuerdings im Tiefsten getroffen da und sagte nach einem kleinen Schweigen, mit einer Stimme, in der kein Vorwurf, sondern nur die innige Liebe, die er zu ihr fühlte, herausklang: „Ich hatte Trost bei dir zu finden gehofft, Theodora!“

Diese Worte klangen anders als alles, was sie von dem lorbeergekrönten Ge-



Arthur Riedel, Basel-Karlsruhe.

Rheinlandschaft. Radierung.





liebten zu hören erwartet hatte. Ueber- rascht und gerührt sah sie rasch zu ihm auf; aber in demselben Augenblick bemerkte sie, wie ein kalter Schatten seine Züge verfinsterte, und er erschien ihr wie ein fremder Mensch, ein harter Richter viel eher als ihr täglich ersehnter stiller Philiskos, als er hoch aufgerichtet vor ihr stand und in kaltem Ton hinzufügte: „Aber ich sehe, daß ich mich in dir getäuscht habe!“

Denn in seiner jugendlichen Sprödigkeit schämte er sich der eben gesprochenen hilfeschreitenden Worte vor einer, die ihn doch so rasch vergessen. Sein Blick glitt finster über das Blumengewinde in des Mädchens Haaren und den Kranz in ihren Händen, den er schon auf dem Haupte seines Nebenbuhlers sah. „Es werde wohl noch heute hier Verlobung gefeiert,“ hatte die Mutter gesagt. Er hatte die Worte vergessen. Nun dröhnten sie in seinen Ohren. Der Gedanke, daß die Mutter recht habe und Theodora ja unmöglich von seinem heutigen Besuch wissen könne, hatte alle Freude des Wiedersehens jäh zerschnitten, und er legte die ihm entgegengebrachte freudige Bewegung nur zugunsten seines Nebenbuhlers aus, den sie wohl heute so festlich erwartete.

Theodora aber, erschreckt von seinem Ton und Aussehen, trat erbleichend einen Schritt zurück. Sie verstand ihn nun gar nicht mehr. Die bösen Worte in diesem Ton und aus diesem Munde trafen sie hart wie ein Schlag; denn die zurückgehaltene Erbitterung in der Stimme machte den Sinn noch persönlicher und verletzender, sodaß sie, trotz ihrer sonstigen Klarheit, die Fassung verlor und, beschämt und eingeschüchtert, nun wirklich wie eine Schuldige vor ihm stand. Indes sie fühlte, wie ihre Wangen glühten, und deshalb immer verwirrter wurde, meinte er in seiner Verdüsterung nun erst recht, sie schäme sich ihrer Untreue, ohne doch den Mut zu haben sie einzugestehen. Er sah auf ihr gesenktes Köpfchen, während eine Flut von Gram und Liebe seine Augen trübte; aber mit einem verächtlichen Zucken seines Mundes raffte er sich auf und sagte, indem er gradaus über sie hinweg sah: „Verzeih die Störung! Ich wollte nur deinen Vater auffuchen!“ womit er

schnell weiterschritt. Er wendete sich diesmal auch nicht mehr um, wie damals in der Laube, als er sich für abgewiesen hielt, sondern verschwand sogleich in dem an die Vorhalle angrenzenden offenen Raume, während Theodora, wie vom Blitz getroffen, unbeweglich da stand und alles Blut langsam aus ihren Wangen und Lippen wich.

Ihrer selbst kaum mächtig, nur eines brennenden Gefühles der Beschämung bewußt, kam sie in ihr Zimmer, wo sie sich, ohne weinen zu können, auf ihr Lager setzte und, das Beilchenkränzchen noch auf dem Haupte, sich bemühte, das zu begreifen, was ihr widerfahren war. Denn daß der Geliebte von Hippolytos' Werbung gehört habe und an seine törichte Eifersucht konnte sie umso weniger denken, da jener kürzlich eine Ablehnung erfahren hatte und die Sache endgültig abgetan war. Da wahre Liebe nicht anklagt, beschlich sie nur ein dumpfes Gefühl eigener Schuld. Sie empfand zum ersten Mal in ihrem behüteten Leben, daß die Freude auf den Knien der Götter ruht und daß jubelnde Hände ihr nicht entgegengestreckt werden dürfen, ehe sie zu den Menschen herabgestiegen ist. In der schweren Unbegreiflichkeit dieser Stunde war es, als künde sich ein unabwendbares Verhängnis schon mit schwerem Flügelschlage an.

Indessen ging es dem erzürnten Philiskos auch nicht besser. Es schien, als ob die guten Mächte seines Lebens, nachdem sie ihn auf den Höhepunkt der Kunst getragen, sich vereint gegen ihn gewandt hätten, weil, zugleich mit der äußersten Anspannung des Genies, auch das Empfindsame in seinem Wesen aufs höchste gesteigert worden war. Ruhm und Liebe hatten ihn zugleich gekrönt und höhrend erniedrigt. Die erlittene Demütigung vor dem preisgekrönten Bildnis wuchs mit der Enttäuschung und dem Entsagungsschmerz der letzten Minuten zu einer unerträglichen Qual an, die ihm Tränen in die Augen preßte; aber der Zorn und der mit seiner heißen Liebe verbundene Neid sengte sie trocken, sodaß er doch vermochte, äußerlich ruhig bei dem Meister einzutreten.

Doch die Unheilsgötter, denen dieser Tag geweiht schien, ruhten noch nicht.

Es erwartete ihn hier eine neue traurige Ueberraschung. Denn Theodotos vertraute ihm, daß er noch am selben Abend zu fliehen gedenke, da er von allen Seiten gemahnt werde, sich zu schützen, bis die jetzige heftige Strömung vorüber und das Volk entweder durch Erfahrung den verwerflichen Charakter seiner jetzigen Ratgeber erkannt oder sonst zur Vernunft gekommen sei. Er werde mit seinen Genossen in einem befreundeten Staate ein geschütztes Unterkommen finden. Für seine Tochter brauche er nicht zu fürchten, da man ihr nichts anhaben könne, sie auch durch den Einfluß des mächtigen Hippolytos, der eben ihm heimliche Winke aus dem feindlichen Lager gegeben, gesichert sei. Philistos fragte erschreckt, ob nicht die Gefahr, entdeckt zu werden, ehe er im Asyl des entfernten Landes angekommen, größer sei, als hier auszuharren; die Anklage gehe doch eben darauf, daß man die Stadt unter die Herrschaft dieses Landes bringen wolle, unter dem Vorwand eines Bündnisses. Theodotos erwiderte, es sei auch seine Ansicht gewesen, die Gegner nicht durch Flucht in Vorteil zu setzen, sondern in Mut und Vertrauen auf die eigene Unschuld auszuharren. Doch da die Freunde zu diesem Weg entschlossen seien und er als allein Zurückbleibender die Folgen ihrer Flucht unfehlbar wie die der eigenen tragen müsse, habe er keinen andern Weg, als wenigstens diese Möglichkeit eines Entkommens zu suchen. Er sprach dann von Philistos' Apoll und seinen eigenen Plänen, die er ihm als geistiges Erbe hinterlasse, wie ein tapferer Mann, der, an einer Wunde todkrank darniederliegend, seine Anordnungen trifft, dem Unabänderlichen gefaßt ins Auge sehend.

Nur einmal trat ein Zug weicher Innigkeit in seine Augen, und Philistos bemerkte, daß er an seine Tochter dachte. Es war eine kleine Pause, als ob er etwas erwarte oder sagen wolle, während Philistos an seinem Liebesschmerz würgte; aber diese letzte Gelegenheit ging vorbei. Theodoras Vater, der nach des jungen Mannes Benehmen nicht anders denken konnte, als daß dieser seine frühere Neigung in der Größe seines Erfolges vergessen habe, sprach kühl von etwas Sach-

lichem, und Philistos, der sein Schweigen wieder in seiner Weise auslegte, verließ das ihm so teure Haus mit der Ueberzeugung, daß er es nie wieder betreten werde.

Als er vor dem Tore stand, war selbst die Sonne, die er vor wenigen Stunden in erwartungsvollem Glück begrüßt hatte, ihm feindlich. Zornig brannte sie in weißem Dunst weißglühende Pfeile herab. Sie schien ihm der strafende Sonnengott zu sein, der ihn vernichten wollte, und er dachte daran, die Hülle von seinem Haupt zu ziehen und sich diesen strengen und tötenden Glutstrahlen darzubieten.

Drei Tage lang blieb er, ohne ein Wort zu sprechen, in einer an Verzweiflung grenzenden Stimmung; denn seine eigenen Kummernisse wurden durch seine Angst um Theodoras Vater und die Sorge, inwiefern sie die Gefahr kenne und unter ihr leide, noch unerträglicher gemacht. Als er aber allmählich bemerkte, daß er in Gefahr war, in einen unwürdigen Zustand der Schwermut zu verfallen, ging er am dritten Morgen in das Gymnasion, wo die jungen Leute eben mit Ringübungen beschäftigt waren. Er hatte sich, seit er in der Stadt war, noch nie daran beteiligt, teils aus Gleichgültigkeit, teils weil es für einen nicht zur Bürgerschaft Gehörigen schwer war, Zutritt zu erlangen. Dort gedachte er zu erproben, ob er denn auch etwas taue. Dies tat er in seiner verbissenen Trauer mit soviel gutem Willen, daß er alle die neuen Mitbürger, die es mit ihm versuchten, in den Sand streckte und so zwei Fliegen mit einer Klappe schlug; denn er konnte den in ihm würgenden Auflehnungsgeistern freien Lauf lassen, unter berechtigtem Vorwande, und zugleich sein Selbstbewußtsein wieder befestigen.

Die Kur stellte ihn auch soweit her, daß er von dem Gedanken, öffentlich zu erklären, daß nicht er, sondern der Gott Hephästos die Apollonstatue gebildet habe, abstand. Denn er sah ein, daß er, als ein so von den Himmlischen Begünstigter, in der öffentlichen Meinung nur gewonnen hätte, wenn man ihm überhaupt Glauben geschenkt und es nicht für eine bildlich aufzufassende Unmaßung gehalten haben würde. Er entschloß sich deshalb, sich dem

sichtbaren Willen des Gottes unterzuordnen, und war schon statt mit Zorn mit ehrfürchtiger Dankbarkeit gegen den hohen Götter erfüllt, der ihm die Bahn gewiesen und geebnet, in der er zu schreiten hatte und dessen Hauch ihn nun voll Schaffensdrang schon wieder umwehte.

Völlig aufgerüttelt aus seinem Traumwandel wurde er jedoch erst durch eine Wirklichkeit, so furchtbar tatsächlich und erschütternd, daß neben ihr das eigene Gramgespinnst schattenhaft werden mußte. Denn die äußern Verhältnisse, die das tragische Geschick von des geliebten Meisters Hause herbeiführten, setzten bald genug die ganze Stadt in Bewegung, wieviel mehr ihn, der jede aus dieser Richtung kommende Nachricht mit sorgender Unruhe erwartete.

Wie Philistos und Theodotos selbst befürchtet hatten, war das Entweichen der Gefährdeten die Beschleunigung ihres Verderbens geworden. Kaum eine Woche nach der Flucht des Meisters mußte Philistos sich durch das lärmende und aufgeregte Volk drängen, um eine an verschiedenen öffentlichen Plätzen angeschlagene Schrift zu lesen, in der Theodotos mit andern des Verrats beschuldigt wurde.

Die Anklage schilderte in aufhegender Weise das frühere Benehmen der Beklagten, wie sie lange unter Vorwänden Verrat gesponnen hätten, durch den Eifer ihrer Gegner aber aufgehalten worden seien, als sie im Begriffe gewesen, die Stadt gänzlich unter fremde Botmäßigkeit zu bringen, daß man sie gefangen zurückgebracht habe, damit sie sich nun vor dem Gerichte rechtfertigten. Der Schluß hieß lakonisch: „Anklage: Frevel an der Vaterstadt. Strafantrag: Tod“.

Die auf der Flucht eingeholten Gefangenen waren in der Stille der Nacht in die Stadt zurückgebracht und sogleich in den Kerker geführt worden. Am selben Tage wurde durch Heroldruf die Bürgerschaft zur Volksversammlung geladen, um über die Angeklagten Gericht zu halten. Philistos sah mit bangendem Herzen die Fahne aufziehen, die, zu Häupten der aufgeregten Menge wehend, ebenfalls zur Zusammenkunft forderte. Sie entfaltete sich stolz und gewaltig in selbständiger Bewegung, wie es schien, ihre hellen Farben und

das eingewirkte Bild der die Wage haltenden Göttin zeigend, und war doch nur der willenlose Zeiger des sie bewegenden Lufthauches, wie das unter ihr drängende Volk, das in Leidenschaft und Verwirrung da- und dorthin gedreht ward und, eifersüchtig auf seine souveräne Herrschaft, nur darin zur Stange hielt, daß es stets gerne bereit war, den Vornehmen niedergedrückt zu seinen Füßen zu sehen.

Der Marktplatz wurde von den Verkaufsbuden geleert, die Läden geschlossen und die Zugänge dazu besetzt. Da nur die Bürger das Recht hatten, an den Verhandlungen teilzunehmen, konnte Philistos von seiner neuen Würde nun einen traurigen Gebrauch machen, indem er auf der Tribüne der Angeklagten unter deren Freunden saß, derjenigen der Ankläger gegenüber. Vor beiden die Bänke der beratenden Bürgerschaft, wenn man die wilderregte Menge, welche die Angeklagten nicht zu Wort kommen ließ, mit einer Bezeichnung benennen kann, die ruhiges Erwägen voraussetzt.

Kaum konnte der Sturm zurückgehalten werden, bis das Blut des zur Entsühnung der Versammlung getöteten Opfertiers von der den Priestern folgenden Prozession umhergesprengt war. Dann brach die Wut mit der ganzen Heftigkeit der erregbaren und wandelmütigen Bevölkerung los. Keiner der Angeklagten oder der zu ihrer Verteidigung für sie aufstehenden Freunde kam zu Worte.

„Ein Führer der Gegenpartei,“ heißt es in dem uns überlieferten Bericht, „statt ruhig, die Hände im Mantel haltend, zu sprechen, gebärdete sich mit abgerissenem Oberkleide, halb nackt, wie ein Faustkämpfer in der Versammlung, sodaß die Verständigen sich verhüllten, aus Scham über den Staat, der sich solcher Ratgeber bediente.“ Der Vorsitzende, der die Zeit der Rede für die Angeklagten fordern sollte, verstummte, als er selbst in Gefahr kam, als ihr Verbündeter angeklagt zu werden. Der Aufseher, der, bei der Wasseruhr stehend, das Geschäft gehabt hätte, die Unterbrechung der Reden zu verzeichnen und die dabei verlorene Zeit zu der Redefrist zu schlagen, lärmte, da er seines Amtes doch nicht walten konnte, gleichfalls mit, und so wurden die Angeklagten ohne

Untersuchung, ohne Verteidigung zum Tode verurteilt und sogleich in das Gefängnis zurückgeführt, wo ihnen der Schierlingsbecher gereicht wurde.

Hier begab sich noch eine jener Zufälligkeiten, die manchmal die Trauer durchflechten und diese durch das an sie anstoßende Bizarre zu einer noch schmerzhafteren Empfindung machen, indem sie die Wehmut mit einem ihr entgegenstehenden Elemente zerlegen.

Theodotos war als letzter übrig geblieben, den Giftbecher zu leeren, und stand bereit, ihn zu empfangen, als der Gefangenewart mit bestürzter Miene erklärte, er habe kein Gift mehr. Die Herren der Obrigkeit hätten ihm nicht genug davon zukommen lassen, er aber, als armer Mann, könne das teure Mittel nicht erschwingen. Da keine Aussicht war, daß dieser Zufall dem Verurteilten das Leben retten könnte, standen er und die anwesenden Freunde ratlos da, bis der Wärter, der tatsächlich das Gift verschüttet hatte, sie dringend bat, ihm das nötige Geld zu geben, damit er den Trank wieder herbeschaffen könne. Er war sich in seiner Angst und Bestürzung des Seltsamen dieser Zumutung nicht im geringsten bewußt, und in der Tat wurde, nach einer kurzen Beratung, ob nicht doch ein Nutzen durch Aufschub zu erzielen sei, von einem der Anwesenden die nötige Summe erlegt, da dies noch die mildeste Todesart war. Theodotos, der während der ganzen Prüfungszeit von allen Gefangenen die größte Ruhe bewahrt hatte, sagte mit einem Lächeln, es sei doch traurig, daß man nicht einmal umsonst sterben könne, und trank das Gift dann ruhig aus \*).

Da den Hingerichteten als Staatsverrättern das Grab in dem Bezirke des beleidigten Gebietes verwehrt war, wurden ihre Leichen über die Grenze geschafft und auf einsamer Straße mit Holz aus einer fremden Stadt verbrannt, unter dem Beisein der wenigen Freunde, die noch den Mut hatten, sich zu ihnen zu bekennen. Philiskos sah bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal den Arzt wieder, der ihn geheilt hatte.

Dieser hatte, mit einer hohen Summe und nicht ohne Gefahr für sich selbst, die

Leute, welche die Verbrennung zu besorgen hatten, bestochen, daß sie den Leichnam des Theodotos erst dann den Flammen übergaben, als die andern schon verbrannt waren, und wachte scharfen Auges darüber, daß eine eigene Grube die Gebeine von Theodoras Vater aufnahm. Philiskos beobachtete dieses Vorgehen, sich fragend, wer es veranlaßt habe, und mit einer gewissen beschämenden Eifersucht, daß nicht er dem verehrten Toten diesen traurigen Vorzug verschafft habe. Dann gingen die Leidtragenden, jeder einzeln, heim, Philiskos mit übervollem Herzen sich schmerzlich sagend, daß er kein Recht habe, in das Leid Theodoras einzudringen, und von heftiger Sehnsucht gequält, sie wenigstens zu sehen, dann aber wieder von der Angst zurückgehalten, seine Gegenwart könne sie beunruhigen und ihre traurige Lage noch erschweren.

Es litt ihn aber nicht fern von ihr, und er streifte bis zum Abend in der Nähe des Trauerhauses herum und lehnte sich, als die Nacht es zu umhüllen begann, an eine Nische nahe der Gartentüre. Dort wollte er die Nacht verbringen und, wenigstens ungesehen, bei der armen Verwaisten wachen, wenn er schon sonst nichts tun konnte.

Er hatte etwa eine Stunde so gestanden, als er einen leisen Männertritt die einsame Straße heraufkommen hörte und eine hohe verhüllte Gestalt bemerkte, die, sich vorsichtig umsehend, an das Pfortchen pochte. Es öffnete sich augenblicklich, und Philiskos sah Theodora heraustreten und sogleich weitergehen, während der Fremde das Törchen sorglich zuzog und ihr dann nacheilte.

Alles war sehr rasch vor sich gegangen, und der Lauscher stand noch unbeweglich, als die leisen Schritte schon verhallt waren. Er überlegte, daß Theodora vielleicht nach den Schrecken der letzten Tage ängstlich für ihre eigene Sicherheit sei oder es sonst in dem verödeten Hause nicht mehr ertrage und wohl in Hippolytos' Geleite fliehen wolle. Alle Eifersucht war nach dem Ueberwältigenden der letzten furchtbaren Stunden in einem tiefen Mitleid verglüht. Es schien ihm, seine Leidenschaft ruhe mit ihrem gemeinsamen Leid in der Vergangenheit bei dem Toten und es sei

\*) Plutarch, Phokion, c. 36.

nur eine große selbstlose Treue für die Geliebte geblieben, sodaß er in diesem Augenblick nur den einen Wunsch empfand, daß der Mann ihrer Liebe sich ihrer würdig erweise und sie so zärtlich hege, wie er es getan haben würde. Das Bedürfnis, noch etwas vom Wege ihrer Flucht zu erfahren, veranlaßte ihn aber doch, eilig, dem tiefen Schatten der Gärten entlang, den Fliehenden zu folgen. Sie im Auge behaltend, legte er denselben Weg zurück, den er heute, von der Beerdigung des Theodotos aus, gegangen war, und ertrug für sie und sich selbst nochmals alle Schmerzen dieses Trauerganges. Die Wache an dem Tore trat, auf ein Wort von Theodoras Begleiter, zurück; doch nun vermochte Philistos nicht mehr zu folgen, da er in der fast baumlosen Ebene, die sich hinter den Toren ausdehnte, unfehlbar bemerkt worden wäre.

Er kehrte also wieder zu dem Hause zurück, in dem er für sein Schaffen wie für sein innerstes Gefühlsleben seine schönsten Stunden verlebt hatte, und das Bewußtsein, daß all das hier hausende Glück zusammengestürzt und in Tod und Flucht zerstoßen sei, griff ihm ans Herz, daß es sich wie im Krampf zusammenzog und ihm nichts als eine Dede in der Zukunft zeigte, so tief wie die sternlose Nacht, die um ihn lagerte.

Dennoch konnte er sich von dem Orte nicht trennen, der ihm das Grab seines Lebensglückes schien, und stand noch, als der Morgenwind in weißen Staubschleiern sich zu erheben begann. Stehend war er in eine Art Halbschlummer versunken und hatte nicht bemerkt, wie wiederum zwei Gestalten, dicht an ihm vorbei, an das Pfortchen traten. Erst als der Riegel leise knarrte, wurde er ihrer gewahr und sah zu seinem Erstaunen Theodora wieder in den Garten treten. Sie lehnte einen Augenblick an der offenen Tür, als ob sie nicht mehr die Kraft habe weiterzugehen, und er hörte ihr leises Weinen und dann geflüsterte Trostworte und sah den Mann, der sie fortgeführt hatte, sich zu ihr niederneigen. Dann schloß sich die Tür, und sie verschwand.

Der Fremde aber stand vor dem Garten, schlug mit heftiger Bewegung die Hände zusammen und stöhnte, mit einem

nur halb unterdrückten Schluchzen: „Götter! Götter!“ wobei er die Arme wie anklagend erhob und das Gesicht zum Himmel wandte. Philistos erkannte nun, in grenzenlosem Erstaunen, nicht seinen Nebenbuhler, sondern den Arzt, den er erst heute bei dem Begräbnis begegnet hatte. Da er aber in ihm nichts anderes als einen edeln Berater der verlassenen Theodora sehen konnte, bemerkte er wohl, daß sie niemanden habe, der ihr näher stand als ein solcher. Ein heißer Zorn gegen den Hippolytos, der, wie er glaubte, sie in ihrem Elende verlassen habe, durchzuckte ihn. Doch wurde dieselbe Glut sogleich zu einer Bewegung der Freude, da er nun niemanden zwischen ihr und sich fühlte und ihr jetzt mit einem wohlthätigen Verantwortlichkeitsgefühl wenigstens als Freund seine Hilfe anbieten durfte. Während er atemlos in seinem Verstecke blieb, sah er, wie der Mann in erneuter Verzweiflungsgebärde die Hände vor das Gesicht schlug und sie dann ballte, und er hörte, wie durch seine Zähne sich die Worte preßten:

„Elender, der du allein ihr helfen könntest und sie verlassen hast in ihrer Not, so mögen die Götter dich verlassen in deiner Todesstunde! Du gottbegnadeter Philistos! Treulofer Verräter!“ Und mit unsäglichlicher Verachtung knirschte er nochmals zwischen den Zähnen: „Du Gottbegnadeter!“

Es war, als ob er den Verborgenen sehe, während er ihm diese Worte ins Gesicht schleuderte, und wie unter einem Faustschlag fuhr Philistos zusammen, als er nun von einem rechtlichen und duldsamen Manne gegen sich selbst die Anklage ausgesprochen hörte, die er verachtungsvoll soeben gegen Hippolytos erhoben hatte. Er ließ sie aber schweigend über sich ergehen; denn ohne daß er wußte, inwiefern der vor ihm Stehende in Theodoras Angelegenheiten eingeweiht sei, durchzuckte ihn mit heißem Vorwurf zum ersten Mal das Gefühl, daß er sie zu rasch verurteilt habe und daß er dem strengen Ankläger, der die Geliebte getröstet und beschützt hatte, während er in törichter Zurückhaltung fern war, nicht zürnen dürfe.

Er sah noch, wie dieser sein Haupt verhüllte, hörte die qualvollen Töne eines schweren Schluchzens und stand noch un-

beweglich, als der andere schon verschwunden war. Dann hob auch er beide Hände zum Himmel empor und sagte laut: „Wenn sie mich dennoch liebt, so will ich ihr danken mein Leben lang und den Sand zu ihren Füßen heilig halten!“

Hierauf stellte er sich wieder auf seinen Posten, und während er des Tages harrete, der sich nur langsam enthüllte, sah er alle Teilnehmer an der eben erlebten Tragödie an sich vorüberziehen, und seine eigene Rolle gefiel ihm nicht.

Als er hörte, daß das Haus sich zu beleben begann, trat er zur Hauptpforte und fragte den Türhüter, ob er Theodora sprechen könne. Dieser, erfreut, doch ein befreundetes Gesicht in all dem Elend zu sehen, ließ ihn gerne ein, und ein Frösteln überlief Philistos, als er durch den stillen Hofraum ging. Die Schritte dämpfend, als ob ein Toter hier läge, trat er unangemeldet in den offenen ersten Raum und sah dort, die eine Seite des Bodens fast ausfüllend, einen Marmorstein, auf dem die Worte standen: „Ruhe hier, bis deine Mitbürger wieder zu klarem Erkennen gekommen sind!“ Er stand eine Zeit davor, während aller Jammer und alles Hoffen einer Menschenbrust zugleich ihm die Seele erschütterten, und während er die nur erst flüchtig auf den Stein gesetzten Worte mit umflorten Blicken las, wußte er, daß Theodora die Ueberreste des Meisters hier geborgen hatte und welchen Weg sie diese Nacht gegangen war. Und sein Herz floß über in Wehmut und erneuter Selbstanklage. Dann trat er, an dem Löwenbrunnen vorbei, in die offen stehende Werkstatt.

Dort sah er Theodora auf der Ruhebänk sitzen, die der Meister in seinen Arbeitspausen zu benützen pflegte. Ihr blaßes Haupt war an die Wand gesunken, und sie schien in einem leichten Schlummer augenblickliche Ruhe gefunden zu haben. Er stand an der Türe still, den Atem anhaltend, um sie nicht zu stören; aber schon öffnete sie die müden Lider und sah ihn einen Augenblick, ohne sich zu bewegen, an, als ob sie träume. Dann aber stieg eine langsame Blutwelle in ihr Gesicht, und dessen flehender, fragender, sehnächtiger Ausdruck griff dem schuldbewußten Liebenden so tief ans Herz, wie keine Worte

es vermocht hätten. Seiner selbst nicht mehr mächtig, stürzte er zu ihren Füßen und bedeckte den Saum ihres Gewandes mit Tränen und Küssen, indem er in abgebrochenen Worten ihre Verzeihung erflehte und sie seine Gebieterin, seine Göttin, sein Ein und alles nannte.

Die Heftigkeit dieses Ausbruchs ließ sie den eigenen Gram für einen Augenblick vergessen. Sie beugte sich zu ihm nieder, indem sie versuchte, sein gesenktes Haupt emporzuheben, und ihm zärtlich zusprach, und als er sie ansah, flog ihr altes glückliches Lächeln für einen Augenblick über ihr weißes Gesicht und zögerte noch, während ihre Tränen wieder flossen und sie ihm, der es doch selbst schon wußte, von dem stillen Helfer erzählte, den die Götter ihr gesendet hätten, während alles, was ihr die Welt ausmachte, von ihr genommen worden sei.

„Ich trug die teuern Ueberreste in meinem Gewand hierher und habe dieses zum Vater gelegt, damit etwas von mir bei ihm sei. Auch deinen Brief, weil er mir das Teuerste war, was ich besitze, aber auch damit etwas von dir bei ihm sei,“ sagte sie, als sie vor dem Steine mit der Inschrift standen, und seine Augen wurden wieder feucht bei diesen Worten, während er in dieser Stunde den eigenen harten Stolz schwer gezüchtigt fühlte in der Bewunderung für die starke Liebe des Mädchens, in welchem der Geist des Toten fortlebte; aber auch des Mannes gedachte er, der selbstlos seine Hand über die Geliebte gehalten und die Schrecken von ihres Vaters Tod für sie gemildert hatte.

Und heute wieder sandte Philistos, wie er es in der vergangenen Nacht den Göttern gelobt, ein heiliges Gelübde zu dem Toten hinab, daß er das ihm bescherte Gut heilig halten und sich seiner Kostbarkeit stets bewußt sein wolle. War ihm die Geliebte doch auch noch die Verkörperung des in dieser ernsten Stunde entstandenen Glaubens an die Menschheit geworden.

Kurze Zeit darauf wurde den Hingegangenen ein prächtiges Denkmal gesetzt, das der große Meister Philistos selbst entwarf und ausführte; denn seine Mitbürger reute des vergossenen Blutes, als sie den falschen Sinn ihrer neuen Ratgeber erkannten, und diese entzogen sich nur durch

Flucht dem gleichen Schicksal, das sie ihren Vorgängern bereitet hatten.

\* \* \*

Der Bericht über den Tod des Theodotos und dessen Grabmal schließt: „So stolz unsere Stadt auf dieses Werk ist, das die Götter mit einer ungerechten Tat ver-söhnen sollte, es reichte nicht heran an jenen Apollon, der als göttlich und unvergleichlich immer wieder hervorgehoben wird. Der Kluge erklärt sich die Dinge auf vernünftige Weise, die unsern Kenntnissen

von dem Laufe der Natur gemäß sind. Aber es gibt noch immer Leute, die behaupten, daß der Gott Hephaistos jenem Philistos geholfen habe. Auch hieß es noch dazu, weil er leblos vor seinem Werke gefunden wurde und seine Arbeit niemand gezeigt hatte, Hephaistos habe ihn ge-züchtigt, weil er sich gegen ihn vermaß. Ich sage nichts gegen die, welche so denken, sondern ich hoffe nur, daß Asklepios, der Gütige, ihnen helfen möge, wie er dem Philistos damals wieder zur Gesundheit verholfen hat.“

## Lieder von Clara Nobs

### Liebeslied

Ich sah in den lauen Wind  
Und dachte, dachte nicht dein.  
Am Himmel der erste Stern  
Soll mein Liebster sein.

Am Himmel der erste Stern  
War ein Feuerlein,  
Das wiegte sich hin und her  
Und gab gar hellen Schein.

War schlank und wunderschön  
Und warf mit loser Hand  
Sein rotes Haar in den Wind  
Und rote Blüten ins Land.

Am Himmel der erste Schein  
Stand über deinem Haus.  
Ich sah in den Wind hinaus  
Und dachte, dachte dein.

### Liebe

Auf jenem Hügel stand ich jüngst,  
Da, wo der Wind lauernd steht,  
In welches tieffte Tal er springen will.  
Und alle Straßen sah ich weiß und weit,  
Die Täler und die Wälder wandernd gehn,  
Und eine, eine führt zu dir.  
Weit durch das Land,  
Da, wo der Fluß sich schimmernd zieht,  
Sprang sie mit weißem Fuß,  
Als wüßte sie, daß schneller noch  
Auf weißen Flügeln meine Sehnsucht flog.  
Und lauernd stand der Wind  
Dicht hinter mir und sah mir zu  
Und riß dann rasch sein Roß am Zügel um,  
Und tausend Klang die Luft von seinem Schrei.  
Du fühltest wohl den Wind  
Und mußt auch jene Straße wandern gehn.  
Daß eine Vogelschwinge leis dich rührte,  
Wußtest niemals du.